

JOSEF BRAININ

DER
STAUB
LESER

Roman



braumüller

JOSEF BRAININ

DER
STAUB
LESER

Roman



braumüller

Josef Brainin
Der Staubleser
Roman

JOSEF BRAININ

DER
STAUB
LESER

Roman

braumüller

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage 2013

© 2013 by Braumüller GmbH

Servitengasse 5, A-1090 Wien

www.braumueller.at

Coverfoto: Dragan Trifunovic/ istockphoto; Archiv

ISBN Printausgabe: ISBN 978-3-99200-081-4

ISBN E-Book: 978-3-99200-082-1

Gewidmet Wilbirg und Anna

UND WIE LANGE HAT HIER NIEMAND MEHR GEWOHNT?“ Alfred stellte diese Frage immer. Oft entthob sie seine Kunden des Bemühens, sich für die Unordnung, den Staub und das Durcheinander nach dem Tod des Nahestehenden zu entschuldigen, und gleichzeitig konnte Alfred die Ehrlichkeit seiner Kunden an der Antwort messen. Staub war ein wichtiger Teil seines Geschäfts. Keine Altwaren ohne Staub. Seine ersten Lehrjahre waren voll davon gewesen. „Zuerst einmal alles abwischen“, hatte sein Meister ihm aufgetragen. Dann erst, oft nach zwei, drei Stunden im nächsten Kaffeehaus, war er in die zu räumende Wohnung gekommen, um sich die von Alfred gesäuberte Hinterlassenschaft genauer anzusehen. Alfred bewunderte die Sprache seines Meisters. Andere hätten Kramuri gesagt oder Krepel. Nein, er sagte immer: Hinterlassenschaft. Das respektierte den Wert der Objekte und damit haftete seinen Preisangeboten für die Räumung, die besenreine Totalräumung, die Autorität des Wissenden an, nicht der Geruch eines Leichenfledderers.

Staubschichten in länger leer gestandenen Wohnungen sind für den Erfahrenen genauso zu lesen wie Gesteinsformationen für Geologen. Verschobene Bücherstöße etwa hinterlassen Spuren auf der Tischfläche, die dann jedoch wieder „zugestaubt“ werden. Die Bewegung des Stoßes bleibt sichtbar, auch wenn sich darüber wieder monatelang Schicht um Schicht legt. Die Schleifspur des Bücherstoßes wird so zu einem Sediment, eingepackt in den zarten Flaum späterer Ablagerungen. Auf diese Weise war das oft letzte Leben in so einer Sterbewohnung nachzuvollziehen. Im Umkreis des Bettes fanden sich in der Regel die meisten derartigen Wischer. Die Höhe der Staubschichten wächst mit der Entfernung zum Bett. Einmal hatte Alfred auf Anhieb den berühmten Sparstrumpf einer Verschiedenen – auch so ein Wort des Meisters – durch seine Staubanalysen gefunden. Seine jahrelang trainierte Kunst des Staubspurenlesens hätte mehr verdient. Der Sack war voller alter Schillingscheine gewesen. Nicht genug um die professionelle Integrität Alfreds ernsthaft zu gefährden. Immer und immer wieder fragte sich Alfred, wie weit seine Ehrlichkeit in derartigen

Situationen tatsächlich gehen würde – die Schlüsselfrage, die sich wohl jeder seines Fachs täglich stellt.

Alfred schätzte die Verlassenheit der Verlassenschaft auf etwa zwei Jahre und war erstaunt, als er von Frau Muthmayer „sieben Monate“ hörte.

Frau Muthmayer führte ihn vom Wohnzimmer ins Schlafzimmer, zeigte ihm ein kleines Arbeitszimmer und die Küche. Ein sehr voller Abstellraum ließ Unangenehmes für die Räumung erwarten.

ALS SIE MIT EINEM VERNEHMLICHEN „GRÜSS Gott!“ in der Tür stand, erkannte Alfred sie nicht gleich. Eine große, elegante Dame, so wie viele, die aus der näheren Umgebung, eigentlich aus fast ganz Hietzing, in sein Geschäft kamen. Manchmal tat es ihm leid, dass er mit der Entscheidung für seinen jetzigen Standort auf andere einträgliche Nachbarschaften verzichten musste. Auf Döbling, auf Gersthof, auf Grinzing und den ganzen Kahlenberger Geldadel, ja sogar Neuwaldegg sollte mittlerweile eine Goldgrube sein. Hietzing war irgendwie im Wandel. Hatte noch vor einigen Jahren sogar der Schah von Persien seine Villa hier gehabt, so hatte sich der gesamte Bezirk nach und nach geöffnet und schien mit seinen Gemeindebauten und Genossenschaftsapartments mittlerweile eine ganz andere Gesellschaftsschicht – und damit Klientel für sein Antiquitätengeschäft – zu beherbergen als früher. Die Aura der Nachbarschaft zum kaiserlichen Schönbrunn, einst Verpflichtung zur Hoffähigkeit der Bürgerlichen, bröckelte zusehends ab. Touristenbusse erbrachen ihre fotosüchtige Last aus aller Herren Länder am Hietzinger Platzl und entließen sie und ihre begeisterten Kinder in Richtung Tiergarten, dem die U-Bahnstation Hietzing mittlerweile den Beinamen „Zoo“ verdankte. Das Parkhotel Schönbrunn vermietete seine Räume für Firmenfeiern, statt für Hietzinger Debütanten Gesellschaftsbälle zu veranstalten, und das Dommayer war zu einer Kurkonditorei geworden, was immer das jenseits von Süßstoff statt Zucker bedeuten mochte. Alfred war kein sentimentaler Monarchist, kein Spiel-, Jagd- oder Schulgefährte namhafter Aristos, kein übrig gebliebener Bildungsbürger, kein Retro-Alt-Wiener. Alfred konnte allerdings dank seiner beruflichen Kontakte, seiner sozialen Kompetenz und seines unwiderstehlichen Charmes in allen genannten Kategorien blendend reüssieren, und zwar so begeisternd, dass es Mütter von heiratsfähigen Töchtern immer wieder bedauerten, dass er „keiner von uns ist“.

Alfred haftete das Stigma an, nirgends dazuzugehören. Ein Stigma, das im gesellschaftlichen Eismeer Österreichs nur zu einem Bruchteil oberhalb der Wasseroberfläche sichtbar ist. Auch ohne

irgendwelche Schuld auf sich geladen zu haben, die mehr war als die Gnade der späten Geburt, trug er das Urteil des ewig geleugneten, aber augenzwinkernd allgegenwärtigen Femegerichts mit sich herum.

Alfreds Familie – kurz nach der Jahrhundertwende aus einem jüdischen Shtetl von Russland nach Wien eingewandert – war heute in alle Welt zerstreut. Sein Großvater war 1938 mit seiner Familie mit knapper Not und viel Reichsfluchtsteuer nach England entkommen, aber in einem rebellischen, spätpubertären Aufbegehren gegen das Familienoberhaupt war Alfreds Vater gleich nach dem Krieg wieder nach Wien zurückgekehrt, freilich zu spät, um die verlorenen Jahre je wieder wettzumachen. Ein Großteil der Familie und Freunde war vertrieben oder ermordet worden, kriegsheimgekehrte oder verbliebene Wiener Bekannte waren ihm fremd geworden. Das einzige Glück, das ihm eine kurze Ehe brachte, waren zwei kleine Kinder, die ihm nach der Scheidung zugesprochen wurden. Alfred und seine jüngere Schwester Hanna wuchsen bei ihrem Vater auf. Hanna verliebte sich während eines Auslandsstudienjahrs in einen Amerikaner und blieb in einem der Vororte San Diegos, die immer so aussehen, als hätten alle Menschen dort ein Leben lang Urlaub. Alfred inskribierte diverse Studienfächer, niemals ohne Interesse, brach sie aber allesamt ab und begann – wie aus Trotz gegen alle Erwartungen, die seine Familie in ihn und nach und nach kapitulierend auch er selbst in sich gesetzt hatte – eine Lehre als Restaurateur alter Möbel.

Alfred bedauerte den Niedergang des Bürgertums in Hietzing aus rein geschäftlichen Gründen. Zumindest behauptete er das immer wieder, wenn er in den Geruch kam, der guten alten Zeit nachzuhängen. In Wirklichkeit ertappte er sich mit zunehmendem Alter immer mehr im Zwiespalt mit einer so polarisierten Ansicht. Er liebte es, seinen Urlaub in alten herrschaftlichen Hotels zuzubringen, er war eingeschworener Slowfood-Fan und hasste jede Art des Massenkonsums. Sehr gelegen kam ihm bei derartigen Diskussionen der Ausspruch eines lieben, ähnlich denkenden Friends, der seinen eigenen Hedonismus gegen die Ungerechtigkeit des verlorenen Klassenkampfes mit „das Proletariat ist keine Gesellschaftsschicht, sondern eine Geisteshaltung“ verteidigte.

Jetzt erkannte Alfred die Dame in der Tür. Sie war eine der zahllosen „Nachbarinnen“, die er ein-, zweimal die Woche bei seinem

Geschäft vorbeigehen sah. Sie musste in der Nähe wohnen. Das kontinuierliche Beobachten einer Gasse durch eine große Auslage ist eine Kunst, die man erst nach vielen Jahren beherrschen lernt. Man muss, um nicht völlig verrückt zu werden, mit den natürlichen Abstufungen seiner eigenen Aufmerksamkeit leben lernen. Es werden vom Gehirn Prioritäten gesetzt, denen unterschiedliche Wahrnehmungsbereitschaften zugrunde liegen. Dies geschieht durch langjähriges Training. Wenn es schöne Frauen sind, denen man sich als Beobachter zuwenden möchte, dann kann man sich getrost darauf verlassen, dass das eigene Gehirn die Filterfunktionen richtig setzt. Kinder mit Fußbällen, Männer mit Aktentaschen, Feibra-Werber werden verlässlich ausgeblendet. Es muss dies schon in der Urgeschichte der Menschheit gegeben haben, räsonierte Alfred immer wieder erstaunt über das Funktionieren dieser bewussten Themenwahl, die offenbar durch unbewusste Lernfähigkeit gesteuert werden kann. Vielleicht haben die Jäger am steinzeitlichen Hochstand ihren Gehirnen nur „Mammut“ signalisiert und bei Flugechsen haben sie ruhig weitergeschlafen.

Alfred konnte sich darauf verlassen, dass er alle „Nachbarinnen“ zumindest vom Sehen kannte. Niemand ging unbemerkt durch seine Gasse. Selbst während schwieriger Verkaufsverhandlungen in seinem Geschäft hatte Alfred die Fertigkeit entwickelt, mitten im Satz abubrechen, wie sinnierend aus der Auslage zu sehen, das dort Dargebotene gründlich zu mustern, um sich dann zu seinem Gesprächspartner umzudrehen und scheinbar nahtlos und mit Nachdruck dort anzuknüpfen, wo er unterbrochen hatte. Keinen Moment fühlte sich der Gesprächspartner dabei verlassen. Im Gegenteil: Stimmwechsel und Nachdruck verliehen dem Gegenüber Alfreds den Eindruck erhöhter Aufmerksamkeit.

Er legte den Auktionskatalog, in dem er eben geblättert hatte, zur Seite, ging der Besucherin entgegen und lächelte sein Schön-dass-Sie-da-sind-Lächeln, das erfahrungsgemäß erstes Eis nicht nur brach, sondern zum Schmelzen und gleichzeitigen Verdunsten bringen konnte.

„Was kann ich für Sie tun?“ Diesen, zugegeben, eindeutigen Anglizismus, nach Europa herübergeschwappt durch nachlässige Synchronisierungen von Filmen und Fernsehsendungen, hatte Alfred lange abgelehnt. Aber die Flut erwies sich als zu stark für private Dämme. Alfred gewann mittlerweile sogar Gefallen an der Phrase,

insbesondere da er sich von dem suggestiven Inhalt dieses Satzes längst emanzipiert hatte. Aber es machte ihm nach wie vor Freude, manchmal zu bemerken, dass sein Gegenüber noch nicht so viel Erfahrung mit diesen Worten zu haben schien wie er selbst. Auch war diese Ouvertüre immer wieder ein erstes Klimamessgerät. Er bemerkte, dass seine Besucherin, die jetzt vor ihm stand, nicht mit Worten spielen wollte. Gut. Auch darauf war Alfred seit Jahren vorbereitet.

„Mein Name ist Muthmayer“, stellte sich die Dame vor. „Ich möchte, dass Sie mir helfen, die Wohnung meines verstorbenen Vaters aufzulösen“, sagte sie, als ob „Nein, ich kann nicht“ oder „Nein, ich will nicht“ keine Kategorie im Wirtschaftsleben des Neoliberalismus wäre. Alfred nickte. Es war ja sein Beruf. „Wo ist die Wohnung?“, begann er die notwendige Datenerhebung. „Im dritten Bezirk, in der Reisnerstraße.“ Alfred kannte die Straße, so wie er die meisten innerstädtischen Gegenden Wiens ganz gut kannte. Dort gab es interessante Jahrhundertwendehäuser, ein paar Biedermeierhäuser, aber auch Neubauten, die zwar den Nassraum-Komfort der Bewohner erhöhen, dafür aber seinen Anspruch an Ästhetik nicht erfüllen konnten.

Bei Wohnungsaufösungen stellte sich immer die Frage, wie sich der Aufwand der Räumungsarbeiten zum Wert der wiederverkaufbaren Dinge verhielt. Lange Wohndauer erhöhte naturgemäß die Aufräum- und Sichtungsarbeiten. In vielen Lebensjahren sammelte sich einfach viel an, Kleider, Bücher, Papiere, Dokumente, Fotos, Fotos, Fotos. Alfred konnte diese Fotos nicht mehr sehen. Die Gesichter verfolgten ihn manchmal bis in seine Träume. Sie waren in jeder Verlassenschaft zu finden, diese austauschbaren Zeugen des Glücks, das jetzt die natürlichste und endgültigste Zäsur erlebt hatte.

Bei großen Wohnungen waren die Chancen erfahrungsgemäß höher, das eine oder andere interessante Objekt zu finden: Bilder, Teppiche, Möbel. Wohnungen, die sehr klein waren, boten per se nicht genügend Platz, um solche Funde in ausreichendem Maße zu beherbergen. Die Adresse einer Wohnung war in der Regel ein Hinweis auf die wirtschaftliche Situation der Bewohner und damit auf die Ausstattung, aber mit Sicherheit kein Garant für den tatsächlichen Wert des Inhalts. Alfred hatte da schon sehr

Widersprüchliches erlebt. An einer eleganten Innenstadtadresse fand er einmal fast nur IKEA-Möbel und Kunstdrucke vor, während er vor Kurzem in Hernals wahre Kleinode an Biedermeierhandwerkskunst gefunden hatte und zwei echte Weiler an der Wand. Eine Vorabbesichtigung war daher zur unumstößlichen Geschäftspolitik Alfreds geworden.

„Wie groß ist die Wohnung?“ „Ich weiß nicht, so ungefähr hundert Quadratmeter werden es schon sein.“ „Wie lange hat Ihr Vater dort gewohnt?“ „Die letzten vierzig Jahre seines Lebens“, sagte Frau Muthmayer und ließ mit dieser Relativierung zu seinem Tod so etwas wie einen winzigen Blick auf ihr Gefühlsleben zu. Alfred registrierte diese unerwartete Entblößung überrascht, war sich aber nicht ganz sicher, ob sie als Verstärkung zu seiner Auftragsannahme eingesetzt wurde oder ob sie unfreiwilliges Zeichen noch nicht bewältigter Trauer war. Manchmal ärgerte er sich über sein Misstrauen, das er Menschen insgeheim entgegenbrachte, die er kaum kannte. Wie zum Trotz und zur eigenen Disziplinierung hörte er sich sagen: „Ja, gerne werde ich mir die Wohnung ansehen. Wann ist es Ihnen recht?“ Nach beidseitiger Kalenderkonsultation einigten sie sich auf den nächsten Montagnachmittag, Treffpunkt vor dem Haus Reisnerstraße 12, um 14 Uhr. Alfred hatte auf dem frühen Nachmittag bestanden, weil in der Regel in leer stehenden Wohnungen der Strom bereits abgemeldet und Licht, vor allem Tageslicht, bei jeder Besichtigung sehr hilfreich war.

Frau Muthmayer dankte ihm und schüttelte seine Hand. Alfred wusste nie, ob Frauen die Blicke spüren, die sie verfolgen. In diesem Fall hielt er es für unwahrscheinlich, dass Frau Muthmayer nicht wusste, dass er ihr hinterhersah. Wo hätte er auch hinsehen sollen, während sie sich umdrehte und zur Tür ging? Er blickte ihrer schlanken, großen Figur in dem taillierten Kostüm nach und es gefiel ihm, was er da sah.

IN SEINEM LANGJÄHRIGEN UMGANG MIT MÖBELN und Gegenständen hatte er sich eine eigene Wertschätzungsskala zurechtgelegt. Zum einen war es natürlich der erzielbare Marktwert bei Verkauf, ein unleugbar wichtiges wirtschaftliches Faktum, das seine Existenz begründete – und manchmal auch gefährdete. Zum anderen war es die Authentizität des Objekts – die über die Zeit erhalten gebliebene oder zumindest nachvollziehbare Bedeutung des Gegenstands für den Besitzer, der Alfred während der zeitlichen Spanne zwischen Einkauf und Verkauf in sehr bewusster Weise ja war. Und dieser Bedeutung konnte und wollte sich Alfred in den wenigsten Fällen entziehen. Das ging sogar so weit, dass er oft schrullige oder absonderlich wirkende Beziehungskonstrukte zwischen sich selbst und dem erworbenen Gegenstand entwickelte, um möglichst viel von dieser Authentizität des erworbenen Objekts für sich selbst in Anspruch nehmen zu können.

Als er eines Tages mit einem wunderschönen Finde-Siècle-Spazierstock, den ein geschnitzter Elfenbeinkopf zierte, durch die Straßen ging, hatten manche Beobachter, die es besser wissen sollten, den Eindruck, dass er beim Gehen das linke Bein gerade so wenig nachzog, dass es unziemlich schien, ihn nach der Ursache seines Hinkens zu fragen. Niemals – außer in Notsituationen – sah man Alfred mit anderem als einer seiner Füllfedern schreiben, einem täglich gewechselten Prachtexemplar aus seiner mehrere Hundert umfassenden Sammlung erlesener Pelikane und Mont Blancs. Seine physische Präsenz in seinem Geschäft war trotz scheinbar uneingeschränkter Aufmerksamkeit für einen Kunden oder den Besuch eines Freundes eine ununterbrochene Interaktion mit den hier versammelten Objekten. Seien es seine verstohlenen Blicke, die er mitten im Gespräch zärtlich über die zumeist glänzenden Oberflächen gleiten ließ, oder der plötzlich schief gelegte Kopf, der ein Bild musterte, das er wohl schon hundert Mal intensiv betrachtet hatte – niemals war Alfred losgelöst von seinen Möbeln und Gegenständen. Ein langer Arbeitstag in seinem Geschäft fand ihn auch ohne Kundschaft schließlich so erschöpft, als hätte er einen ganzen Tag lang erklärt, angepriesen, gehandelt und verkauft.

Der augenscheinliche Widerspruch zwischen der Liebe des Sammlers und der Funktion des Händlers, des ewigen Käufers und Verkäufers, war für Alfred unauflösbar. Die physische Wertschätzung, die sich zusätzlich zu einer emotionalen und intellektuellen Beziehung zu einem bestimmten Objekt entwickelte, basierte für Alfred zunächst auf den vielfältigen Proportionen und Materialien eines Gegenstands. Die Gegensätze der Größe einzelner Teile, deren Beschaffenheit und die Abgestimmtheit der Komponenten aufeinander und schließlich – eine besondere Betrachtungsweise Alfreds – das Verhältnis des Umgebenden zum Inneren. Jeder Gegenstand hatte für Alfred ein Innen und ein Außen. Nicht immer war alles zur gleichen Zeit sichtbar. Aber diese Abstraktion seiner Wahrnehmung war eine sehr zielstrebige berufliche Weiterentwicklung gewesen, als er nach und nach die unendlich respektvolle physische Beziehung eines Restaurateurs zu seinem Objekt, der Arbeit eines Handwerkers eben, in die Arbeit eines Händlers einbringen konnte.

Es war diese besondere Aufmerksamkeit, die Alfred der Beschaffenheit jedes Objekts entgegenbrachte, die er schließlich zu einer speziellen Feinsinnigkeit kultiviert hatte. Seine Kunden schätzten an ihm diese Kompetenz, dieses Wissen, diese Erfahrung ... In Wirklichkeit war es eine Gier, ein Brennen und schließlich seine Ohnmacht, diesen Gegenstand niemals vollkommen besitzen zu können, seine Geschichte nur bruchstückhaft erfahren zu haben. Bruchstücke – irreparables Ende eines Gegenstands, der niemals mehr so sein würde wie früher.

ALFRED ERWACHTE MIT ENTSETZLICHEM DURST. Er brauchte ein paar Momente, um sich zurechtzufinden. Laura, neben ihm, atmete regelmäßig. Seine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit. Durch das Fenster war das zärtliche Hellschwarz eines Morgens zu erahnen. Lauras Konturen unter der Decke, die sie die Nacht über geteilt hatten, zeichneten eine sanft geschwungene Figur, ein Halbreliet in der Bettlandschaft.

Die erste Nacht in der Wohnung einer Frau zu verbringen, empfand Alfred immer als etwas Magisches. Das zögerliche Entdecken ihres Territoriums, die Bereitschaft ihn aufzunehmen, ihn an den faszinierenden privaten weiblichen Ritualen des Zubettgehens Anteil nehmen zu lassen, die Preisgabe ihrer Umgebung, das Badezimmer, das Buch am Nachttisch, das Glas Wasser neben dem Bett, dies alles hatte für Alfred eine eigene erotische Dimension. Was Alfred Triumph der Eroberung und archaische Hingabe schien, dem konnte für seine jeweilige Gastgeberin immer nur vollkommene Normalität anhaften. Was für sie organisatorische Vorbereitungen waren, erfuhr Alfred als sinnverwirrendes Vorspiel. Derart asynchron eingestimmt, erforderte späteres Gemeinsames das Einfühlungsvermögen beider.

Es war wunderbar gewesen. Alfred war Lauras Begeisterungsfähigkeit mit so viel Aufrichtigkeit und Direktheit begegnet, dass die Möglichkeiten einer ersten Nacht ausgeschöpft schienen.

Alfred tastete sich barfuß zur Schlafzimmertür. Er hatte ein gutes Gedächtnis für Grundrisse von Wohnungen und fand sich nach dem Durchqueren des Wohnzimmers und eines kleinen Vorzimmers in der großen Küche. Jetzt erst machte er Licht und wurde sich seiner Nacktheit bewusst. Während er nach einem Wasserglas suchte, bemerkte er, dass Laura die Rotweinkelche offenbar doch noch ausgewaschen hatte. Es war ein großartiger Bordeaux gewesen. Noch aus der Sammlung ihres Ex, wie sie ihn nannte. Alfred hatte diese Bezeichnung noch nie leiden können. Nicht nur erinnerte ihn das Lautgebilde an Axt und die damit assoziierbare Brutalität eines Beziehungsendes, sondern er empfand es auch als eine Art

übertrieben extrovertierte Zurschaustellung der Bewältigung einer Ehe, die ja nie so wirklich vorüber war. Er fand, er hätte kein Recht darauf, von Laura oder sonst einer Frau informiert zu werden, wie es um deren Ehebewältigung stand. Es war ihm irgendwie peinlich, bei der nachträglichen öffentlichen Hinrichtung Zeuge sein zu müssen.

Dankbar trank er das Glas Wasser und sah sich in der Küche um. Sie war gut ausgestattet und funktionell eingerichtet. Er hatte ja am Abend davor die meiste Zeit im Wohnzimmer und im Arbeitszimmer zugebracht, um sich die Möbel dort genauer anzusehen. Dies war schließlich der eigentliche Anlass für die Einladung gewesen. Laura wollte ein paar Erbstücke ihres weiterhin namenlosen Ex verkaufen und hatte um seinen Rat gebeten. Dass ein raffiniert zubereitetes Abendessen mit perfekter Weinbegleitung auf ihn wartete, wurde als eine Art Aufwandsentschädigung dargestellt. Dass der Abend dann die Richtung genommen hatte, die er nahm, schrieb Alfred der gegenseitigen Sympathie, dem fabelhaften Wein und der Ungebundenheit zweier Erwachsener zu, die bereit waren, ihr Leben in der einen oder anderen Art neuerlich zu verkomplizieren.

Die Möbel waren allesamt solides Biedermeier. Ein sehr schönes Schubert-Biedermeier-Buffer, ein großer Tisch, der zwar jetzt als Schreibtischablage benützt wurde, der aber eigentlich ein Esstisch war, ein hübscher Bücherschrank mit auffälliger Maserung an den unteren Türen war oben bei den Regalen mit Glaswänden versehen worden, offenbar von jemandem, der staubige Bücher mehr hasste, als er Original-Biedermeier lieben konnte. Laura schwor, dass es nicht sie gewesen sei und schon gar nicht ihr Ex, weil der sich weder für Bücher noch für Möbel ausreichend interessierte, um derart unwiderrufliche möbeltechnische Entscheidungen zu treffen. Ein kleines Aquarell fiel Alfred im Vorzimmer auf, möglicherweise ein Gauermann, vermutlich aber nur einer seiner Schüler. Er hatte versprochen, das Bild in seinen Nachschlagewerken und im Internet zu recherchieren und Laura Bescheid zu geben. Für Biedermeier waren viele Kaufkunden Alfreds momentan sehr empfänglich. Nach dem Abebben der Jugendstil-Manie fanden viele wieder Gefallen an den schlichteren Formen und der reduzierten Ornamentik. Das kam Alfred sehr entgegen. Er hatte Jugendstil immer schon für eine zu manierierte Entwicklung des Möbeldesigns erachtet – seine ganz persönliche Meinung und er wusste, dass er diese Ansicht nicht mit sehr vielen Menschen teilte. Laura konnte bei entsprechender

Geduld eine ganz schöne Summe für den Verkauf dieser Stücke erzielen, ganz zu schweigen von dem Gauermann, der viele Sammler hatte. Die Provision für Alfred wäre mit Sicherheit den eigenen Aufwand wert, auch wenn die formelle Geschäftsbeziehung nach dieser Nacht irgendwie aus dem Ruder zu laufen schien.

LAURAS GAUERMANN WAR, WIE ER BEFÜRCHTET hatte, kein Gauermann. Nach eingehendem Studium der zwei maßgeblichen Werkverzeichnisse, Recherchen in diversen Ausstellungskatalogen, die Alfred sammelte wie andere Briefmarken, nach Durchsicht alter Auktionsverzeichnisse und gewissenhaften drei Stunden im viel gelobten, aber in spezialisierten Themen nach wie vor bruchstückhaft informierten Internet schien es gewiss: Der Gauermann war die Arbeit eines August Schlehring, einer der vielen modischen Wiener Maler des 19. Jahrhunderts. Schlehring, ursprünglich aus Passau, kam als junger Mann nach Wien und erregte mit seinem großen Zeichentalent die Aufmerksamkeit Gauermanns, der dessen Arbeiten in einer der damals häufigen kleinen Wiener Sammelausstellungen gesehen hatte. Im Atelier Gauermann gab es trotz der Liebe zur Kunst dieselben Eifersüchteleien wie in allen Kleinbetrieben, in denen die Aufmerksamkeit des Chefs karrierefördernd ist. Schlehring hielt es dort nicht länger als zwei Jahre aus und versuchte danach sein Glück mit einem eigenen Atelier. Begabung und zahlreiche Gönner ließen den jungen Schlehring sehr bald am eigenen Ehrgeiz verglühen. Heute sind nur noch einige seiner Arbeiten bekannt und vermutlich erhalten. So fand sich genau Lauras „Frühlingsidyll am Hermannskogel“ in fast allen Auflistungen seiner Arbeiten.

Alfred war mit seiner Forschungsarbeit zufrieden. Er betrachtete das Echtheitszertifikat des Gemäldes. Es war von einem Salzburger Kunsthändler im Jahre 1952 ausgestellt worden. Der Kaufpreis, den ein Wiener Galerist damals beglichen hatte, war eintausendeinhundert Schilling gewesen. Das war der Salzburger Rechnung zu entnehmen. Laut Beleg hatte Lauras Ex im Jahr 1984 sechstausendachthundert Schilling für das Bild bezahlt. In Anbetracht der Entwicklung des Kunstmarkts hatte er einen guten Kauf gemacht. Heute wäre der Eurokaufpreis wohl um einiges höher. Diese Preisdifferenz beunruhigte Alfred. Das Bild war in tadellosem Zustand. Der Wiener Anbieter war von ebensolcher Reputation. Alfred war lange genug im Geschäft, um den Grund für so einen günstigen Einkaufspreis zu erraten.

Der Name des Salzburger Kunsthändlers war nicht nur Alfred bekannt. Die österreichweiten Akquisitionstätigkeiten des Großvaters des heutigen Besitzers hatten immer wieder für Zeitungsberichte gesorgt, die ihm unnachgiebige Verhandlungspraktiken während der frühen Kriegsjahre nachsagten. Ausländische Erben Vertriebener und Ermordeter behaupteten, er hätte ihren Familien Kunstgegenstände kaltblütig abgepresst, während er von Hilfe sprach, die er den Menschen angedeihen ließ, die sich vor dem großen Krieg ins sichere Ausland abgesetzt hatten. Die Beweislage war in keinem Fall ausreichend, um an mehr als am Ruf der Salzburger Galerie zu kratzen. Auch die Geschäfte ließen sich von solchen Anschuldigungen nicht beeindrucken.

Alfred hatte das Gemälde bei sich im Geschäft aufgestellt. Das Licht des Spots an der Decke fiel nicht direkt auf das Bild, gab aber genug Helligkeit, um alle Details erkennen zu können. Alfred glaubte in jedem Farbpunkt die unbändige Liebe des Malers zur Natur zu erkennen. Die Ehrfurcht vor dem Sonnenlicht auf dem bunten Teppich der vielen Wiesenblumen, der irgendwann einmal die Tapetenwand eines Wiener Salons geschmückt hatte. Das grenzenlose Glück des jungen Paares auf dem Bild überstrahlte das eingefangene Frühlingslicht und verlieh der gesamten Szenerie eine derart unbeschwerte Freude am Leben, dass ihr Realismus die grausame Realität des folgenden Jahrhunderts auf ewig unreal erscheinen ließ.

Alfred fotografierte das Gemälde und druckte das Foto auf seinem Drucker aus. Er nahm die Mappe mit den Dokumenten und fuhr mit der U-Bahn in die Innenstadt. Er kannte den Weg zur Galerie Scherbichler. Er hatte Glück. Erwin Scherbichler war selbst im Geschäft und kam auf ihn zu, sobald er beim Eintreten die elektronische Klingel ausgelöst hatte.

„Ja, bitte sehr, womit kann ich dienen?“ Alfred sah sich um. Es war niemand im Geschäft, also konnte er gleich zum Thema kommen, ohne Scherbichler vor zufällig anwesenden Kunden in Verlegenheit zu bringen. „Ich habe hier ein Foto von einem Ölbild“, begann Alfred und öffnete die Mappe, um es Scherbichler zu zeigen. „Ich glaube, es wurde bei Ihnen gekauft.“ Scherbichler nahm umständlich seine Brille aus einem Futteral in der Brusttasche und unterstrich damit die professionelle Bereitschaft, sich mit dem Anliegen seiner Kunden gewissenhaft auseinanderzusetzen. Wenn er

das Bild am Foto erkannte, dann ließ er sich auf alle Fälle nichts anmerken. Er nahm die Brille ab, betrachtete Alfred vielleicht noch eine Spur genauer als das Bild und zuckte die Schultern: „Das ist schon möglich. Viele Bilder kommen und gehen. Wissen Sie, unlängst habe ich ein Ölbild, einen kleinen Walde, schon das dritte Mal in meinem Geschäft gehabt. Der Markt ist doch dauernd in Bewegung. Wie kann man sich da alle Bilder merken. Was ist mit diesem Bild? Wollen Sie es mir verkaufen?“ Alfred empfing den routiniert weinerlichen Wiener Ton eines gestressten Innenstadtgeschäftsmanns mit Irritation. Es waren die zur Schau gestellte Weltfremdheit, das unverhohlene Desinteresse und die scheinbare geschäftliche Unentschlossenheit mancher Menschen, die ihrem Gegenüber signalisieren, nicht ganz zu wissen, worum es im sich eben entspannenden Gespräch gehen soll. Wie um diesen Umstand noch stärker zu betonen, wiederholte Scherbichler wie sein eigenes Echo: „Wollen Sie mir das Bild verkaufen?“ Alfred war sich sicher, dass in der Pause bis zur Wiederholung der Frage der höchste und niedrigste Einkaufspreis bereits im Kopf von Scherbichler entstanden waren. „Nein, ich will nicht verkaufen. Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie sich erinnern, wie dieses Bild in Ihren Besitz gekommen ist?“ Alfred hasste sich für dieses „nur“ in seiner Frage. Er begann bereits auf die Strategie Scherbichlers einzugehen. Er berücksichtigte schon unaufgefordert die mangelnde Belastbarkeit seines Gesprächspartners. Ohne es zu wollen, hatte er ihn mit diesem „nur“ in Aussicht gestellt, dass er es bald überstanden hätte. „Ach wissen Sie, wie soll ich mich an dieses Bildchen erinnern? Ein Gauer mann, ja?“ Die Aufmerksamkeitsspanne Scherbichlers schien nun fast endgültig ausgereizt. Er sah sich schon im Geschäft um, er wollte das Gespräch beenden. „Wenn Sie verkaufen wollen, dann geben Sie mir Bescheid, ja? Hier ist meine Karte.“ Scherbichler erschien mittlerweile völlig erschöpft. Er gab Alfred wie geistesabwesend die Hand. Alfred sah ihm ins Gesicht. Keine Regung, kein Zeichen.

Als er das Geschäft verließ, fühlte er die Augen Scherbichlers wie Pfeile in seinem Rücken.